



Für eine l(i)ebenswerte Zukunft

Von Dr. MANUEL SCHNEIDER

*„Mögen täten wir schon wollen, aber dürfen
haben wir uns nicht getraut.“
Karl Valentin*

Die Grenzen und Schattenseiten des Wohlstands, in dem die modernen Gesellschaften leben, werden immer deutlicher. Indem Maße, wie die negativen ökologischen Effekte eines reinmateriellen und monetären Verständnisses von Wohlstand und wirtschaftlichem Wachstum bewusst werden, hat für viele Menschen beides seinen Glanz verloren. Nicht nur in der Umweltbewegung, auch in der Politik, den Kirchen und in anderen gesellschaftlichen Gruppen gewinnt die Frage nach einem neuen Verständnis von Wohlstand im Sinne einer „nachhaltigen Entwicklung“ an Bedeutung.

- Die Suche nach einem „neuen Wohlstand“, der neben rein ökonomischen Elementen auch ökologische Rahmenbedingungen des Lebens und Wirtschaftens berücksichtigt, geht von zwei Annahmen aus, die als ebenso unbestritten wie bislang weitgehend politisch folgenlos gelten können:

Die weltweite Verbreitung der gegenwärtigen Lebens-, Arbeits- und Versorgungsweise des industrialisierten Nordens stellt einen ökologisch und sozial verhängnisvollen Weg dar, und zwar sowohl für die Länder des Nordens als auch für die des Südens. Der energetische und stoffliche Grundumsatz der Gesellschaften im Norden ist auf Dauer und global gesehen nicht zukunftsfähig. Denn das Viertel der Menschheit in den Industrieländern des Nordens verbraucht allein bereits Dreiviertel der derzeit zur Verfügung stehenden natürlichen Ressourcen der Erde. Das bedeutet politisch und insbesondere entwicklungspolitisch: Wenn wir an unserer Form des Wohlstands festhalten, schließen wir damit „Gleichheit“ unter den Menschen im Sinne einer gerechten globalen Verteilung der Naturressourcen aus.

Abgesehen von Fragen globaler Gerechtigkeit, wird das derzeitige ökonomistische Wohlstandsverständnis selbst bei den bisherigen Gewinnern der Industrialisierung brüchig. Mag auch das Bruttosozialprodukt steigen, Umweltverbrauch und Arbeitslosigkeit steigen. Mag auch der Schadstoffausstoß unserer Industrien durch modernste Technologien schrittweise gesenkt werden, der Verbrauch an Energie und Stoffen nimmt insgesamt weiterhin zu bzw. verharrt auf zu hohem Niveau. Es ist unstrittig, dass die Länder des Nordens längst nicht mehr von den Zinsen der Natur, sondern vom Kapital der Natur leben und damit auch vom Naturkapital künftiger Generationen.

Wohlstand neu begreifen

Vor diesem Hintergrund gewinnt die Debatte um ein neues Wohlstandsmodell an Profil und Dringlichkeit. Die Grenzen der Belastbarkeit unserer Ökosysteme liegen nicht mehr vor, sondern zum Teil bereits hinter uns. Dies machen – neben anderem – die weltweiten langfristigen Trends der Klimaveränderung und Bodendegradation deutlich. Sie zeigen zugleich die Grenzen eines ökologisch blinden, auf kurzfristige ökonomische Ziele beschränkten Verständnisses von „Wohlstand“. Wir werden daher nicht umhin kommen, Wohlstand neu zu begreifen, wenn wir langfristig in Wohlstand leben wollen.

Die Suche nach einem ökologisch erweiterten Wohlstandsmodell ist nicht nur eine Frage der „Zukunftsfähigkeit“ und langfristigen Überlebensfähigkeit unserer Gesellschaft, sondern auch und zu allererst eine Frage der Gerechtigkeit. Denn zumindest nach herkömmlichen Maßstäben gilt als ungerecht, wer sich mehr vom Kuchen nimmt, als ihm zusteht und den Nachfolgenden – abgesehen von einigen Brosamen – lediglich die Rechnung zurücklässt. Hinter der Forderung der Nachhaltigkeit steht das gleichermaßen alte wie neue Ideal einer Welt, in der es gerecht zugeht: unter den heute lebenden Menschen in Nord und Süd, gegenüber den nachfolgenden Generationen, aber auch gerecht gegenüber unserer natürlichen Mitwelt, den Pflanzen und Tieren, mit und von denen wir leben.

Ein solche umfassende Form von Gerechtigkeit dürfte nicht zu erreichen sein ohne die Bereitschaft der Menschen in den reichen Ländern des Nordens, ihre Produktions- und » » »

Konsumdynamik quantitativ und vor allem qualitativ so weit umzugestalten, bis der Naturverbrauch insgesamt auf ein auf Dauer tragfähiges Maß sinkt.

Dabei sind die Ausgangsbedingungen selbst innerhalb der Industrienationen ähnlich unterschiedlich wie zwischen dem Norden und Süden insgesamt. Untersuchungen aus den USA belegen, dass die wohlhabenden Haushalte in Amerika drei- bis fünfmal soviel Energie verbrauchen wie die armen und notgedrungenersparnen Haushalte im gleichen Land. Diese Differenz zwischen „Armut- und Reichumsökologie“ entspricht damit in etwa dem Abstand in Sachen Naturverbrauch zwischen dem reichen Norden und den Schwellenländern des Südens.

Der Spielraum

Noch ist nicht zu erkennen, wo der politische Wille und Spielraum ist, sich dieser Herausforderung auf globaler und nationaler Ebene zu stellen. Im Gegenteil: Die hochgesteckten Reduktionsziele der Ökologen dürften angesichts der derzeitigen politischen Rahmenbedingungen und dem Übergewicht konsumptiver Bedürfnisse nur wenige ermutigen, sich überhaupt auf diesen langen Weg hin zu einer „nachhaltigen Lebensweise“ zu begeben. Zu groß erscheint die Kluft zwischen dem, was ökologisch verträglich wäre, und dem, was ökonomisch und im Alltag vertraut ist und politisch umsetzbarer scheint. Es steht zu befürchten, dass mit steigendem Problembewusstsein die Lösungsbereitschaft eher ab- als zunimmt. Aus Wissen wird nicht Macht, sondern Ohnmacht.

Zugleich aber stellt sich die Frage, ob nicht die übliche Rede von „Verzicht“ – so naheliegend sie sein mag – in die Irre führt; suggeriert sie doch, wir hätten bereits, was wir wollten. Aber arbeiten wir wirklich für das, was wir brauchen? Wird nicht der Abstand zwischen dem, was wir gerne hätten, und dem, was wir bereits haben, mit jedem Kaufakt eher größer als kleiner? Von dieser Dynamik der Gier lebt schließlich unsere Wirtschaft: Sie kennt kein „genug“. „Je mehr wir haben, desto mehr haben wir zu wenig.“ (R. Böhme) Dabei ist bereits ein Großteil unseres Konsums „kompensatorisch“, d.h. er befriedigt auf materiellem Wege, was immaterielles Bedürfnis ist. Etwa das Bedürfnis nach persönlicher „Freiheit“ und Anerkennung durch den Kauf einer schnellen Limousine, das Bedürfnis nach mehr Aufmerksamkeit durch den Kauf eines neuen Kleides. Objektiver Reichtum schließt subjektive Armut nicht aus. Es

lohnt sich daher, genauer hinzuschauen, ob und auf was wir eigentlich verzichten und was wir im Gegenzug gewinnen. Das erste, auf das man bei der anstehenden Debatte um ein neues Verständnis von Wohlstand verzichten sollte, ist die Verzichtsmoral. Genauer gesagt: Jene Form des Moralisiereins, zu dem die Ökologiebewegung aus durchaus nachvollziehbaren Gründen immer wieder – jedoch glücklicherweise immer seltener – Zuflucht sucht. Der moralische Zeigefinger zeigt in der Regel in die falsche Richtung (nämlich auf die anderen), und wer lediglich vom „Rückenwind des schlechten Gewissens“ getrieben wird, fährt auf Dauer schlecht. Es muss vielmehr umgekehrt gelingen, das Ziel der Reise so attraktiv und begehrenswert zu machen, dass es uns trotz des „Gegenwindes geliebter Gewohnheiten“ erreichbar erscheint. So gilt es, bei allem Wissen um die Weite des vor uns liegenden Weges, utopiefähig zu bleiben und die eigenen, im Wohlstandsmüll oftmals verschütteten Sehnsüchte nach einem „guten Leben“ wieder auszugraben und ernst zu nehmen.

Was ein „neuer Wohlstand“ im Einzelnen und für den Einzelnen bedeutet, wohin die Reise also gehen soll, ist nicht leicht auszumachen. Es dürfte ein lang anhaltender Such- und Umgestaltungsprozess vor uns liegen, der gleichermaßen individuelle wie gesellschaftliche Anstrengungen erfordert. Auf dem Hintergrund der derzeitigen Debatte über „Zukunftsfähigkeit“ und nachhaltige Entwicklung läßt sich jedoch aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Richtung bereits angeben, in der eine neue, umfassende Form von individuellem und gesellschaftlichem Wohlstand zu finden ist.

Langsamer!

Die Klagen über das (zu) hohe Tempo unserer Gesellschaft sind so alt wie die Kritik an der Moderne. Neu ist jedoch die Einsicht in den inneren Zusammenhang zwischen der Beschleunigung und Enrhythmisierung der Lebens- und Arbeitswelt einerseits und deren ökologischen Auswirkungen andererseits. Das, was wir heute „ökologische Krise“ nennen, ist mitverursacht durch die systematische Abkopplung der Zeiten der Menschen von denen der Natur. Wir verbrauchen Ressourcen weitaus schneller als sich diese in der Natur regenerieren können. Und da alles jederzeit und überall sofort verfügbar sein soll, ignorieren wir konsequent, dass alles in Natur und Kultur seine eigene Zeit und Rhythmik hat und braucht. Die vielfältigen Zeitgestalten des Lebendigen geraten da- » » »

Aus Wissen wird nicht Macht, sondern Ohnmacht.

Wird nicht der Abstand zwischen dem, was wir gerne hätten, und dem, was wir bereits haben, mit jedem Kaufakt eher größer als kleiner?

Das erste, auf das man bei der anstehenden Debatte um ein neues Verständnis von Wohlstand verzichten sollte, ist die Verzichtsmoral. Genauer gesagt: Jene Form des Moralisiereins, zu dem die Ökologiebewegung aus durchaus nachvollziehbaren Gründen immer wieder – jedoch glücklicherweise immer seltener – Zuflucht sucht.

Die Klagen über das (zu) hohe Tempo unserer Gesellschaft sind so alt wie die Kritik an der Moderne.



Foto: Sophie Saller, München, www.flickr.com

So erscheint es angesichts der derzeit geringen Transport- und Energiekosten ökonomisch durchaus „rational“, dass wir zum Beispiel fast doppelt so viel Gemüse und zehnmals so viel Obst aus Übersee wie aus Europa verzehren. Mit dem kulturellen Nebeneffekt, dass mittlerweile jedes Kind die Kiwi kennt, aber die heimische Streuobstwiese nur noch vom Hörensagen.

bei zunehmend unter den Druck des „Immer schneller!“, rhythmische Schwankungen im Jahres- und Tagesablauf werden künstlich nivelliert oder durch das Gleichmaß des Taktes ersetzt. Das „Nonstop!“ wird im „Turbo-Kapitalismus“ zum Imperativ jeglicher Modernisierung. Mit dem Effekt, dass wir reich sind an Gütern, aber arm an Zeit. Angesichts des allgemeinen und chronischen Zeitmangels kann jedenfalls pauschal von „Überflusgesellschaft“ nicht die Rede sein.

Die Beschleunigung und Entrhythmisierung aller Lebens- und Arbeitsabläufe endet in der Regel in zunehmender Hektik und Zeitverdichtung (statt dem versprochenen Zeitgewinn) und macht uns zu so etwas Paradoxem wie „gehetzte Zeitsparer“ (S. H. Linder).

Ökologie der Zeit

Vor dem Hintergrund einer derart ruhelos und zappelig gewordenen Gesellschaft wird die Forderung nach „Zeitwohlstand“, „Zeitkultur“ und einer „Ökologie der Zeit“ (M. Held / K. A. Geißler) immer lauter. Nicht nur deshalb, weil Zeit, verstanden als Lebenszeit, die kostbarste aller unserer „nicht erneuerbaren Ressourcen“ ist und von daher einen pfleglichen, kultivierten Umgang verdient; sondern auch, weil immer deutlicher wird, dass die Hetze, die wir uns im Leben auferlegt haben, nicht spurlos an der Natur, mit und von der wir schließlich leben, vorübergeht. Auch nicht an der eigenen Natur. „Ökologie der Zeit“ bedeutet daher, die Eigenzeiten und Rhythmen der Natur (der äu-

ßeren wie der inneren) wieder stärker bei der eigenen Lebensführung, aber auch bei der Ausgestaltung unseres Wirtschaftssystems zu berücksichtigen.

Dabei dürfte „Entschleunigung“ nur ein erster Schritt sein, um den blinden Zwang des „Immer schneller!“ zu durchbrechen. Letztlich geht es um nichts Geringeres als die Wiederaufnahme von Zeit und die Entwicklung einer neuen Zeitkultur, die gegenüber der derzeitigen „Monokultur der Beschleunigung“ (M. Gronemeyer) wieder eine Vielfalt von Zeitformen zulässt und pflegt.

Näher!

Die Frage nach dem Angemessenen stellt sich auch für den Raum. Entgrenzung und Globalisierung, weltweite Verflechtung der Wirtschaftsbeziehungen: das sind die Leitideen, von denen die derzeitige Dynamik des Wirtschaftens bestimmt wird. Möglich und erfolgreich ist solches Wirtschaften jedoch nur, weil und sofern der Transport von Gütern wie insgesamt die „allgemeine Mobilmachung“ (P. Sloterdijk) ökonomisch nicht das kosten, was sie ökologisch und sozial an Kosten verursachen. So erscheint es angesichts der derzeit geringen Transport- und Energiekosten ökonomisch durchaus „rational“, dass wir zum Beispiel fast doppelt so viel Gemüse und zehnmals so viel Obst aus Übersee wie aus Europa verzehren. Mit dem kulturellen Nebeneffekt, dass mittlerweile jedes Kind die Kiwi kennt, aber die heimische Streuobstwiese nur noch vom Hörensagen. Mit dem Schwinden der Entfernungen verliert der Raum seine Eigenart und Bedeutsamkeit: Die Ferne wird entzaubert, das Naheliegende entfremdet, die Welt wird immer ähnlicher.

Ein neues Verständnis von Wohlstand wird darauf abzielen, die ökonomischen und kulturellen Wertschöpfungen einer Gesellschaft so weit wie möglich und sinnvoll regional zu verankern. Produktion, Konsum und Entsorgung gilt es im Sinne einer regionalen Kreislaufwirtschaft miteinander zu verflechten statt global zu verteilen. Das mindert nicht nur den Energieaufwand des Wirtschaftens, sondern bindet auch Arbeitskräfte in der Region. Die Wiederentdeckung der Nähe ist – analog zur Wiederentdeckung der Langsamkeit – Voraussetzung eines Wohlstands, der ökologisch und sozial verträglich ist, weil er das unnötige Hin und Her von Gütern und Menschen vermeidet. Ökologischer Wohlstand ist ein Wohlstand aus der Region für die Region. Er unterstützt mit der ökonomischen auch kulturelle Eigenständigkeit und die Vielfalt des » » »

Lebens und Wirtschaftens einer Region – und zwar weltweit.

Eine öko-soziale Neuorientierung der Gesellschaft bedarf jedoch noch aus einem weiteren Grund der räumlichen Nähe: Nähe und Überschaubarkeit sozialer Beziehungen schafft Raum für Verantwortung. Demokratisches Handeln aus Verantwortung braucht Nähe, denn mit der Entfernung schwindet auch die soziale Verbindlichkeit. Es ist leichter, sich für das Wohlergehen eines Indianerstammes im fernen Regenwald „verantwortlich“ zu fühlen als für das Wohlergehen der Menschen, mit denen man Tag für Tag zusammenlebt! Vielleicht geht es daher manchem und mancher so leicht über die Lippen, „globale Verantwortung“ zu übernehmen, weil man insgeheim weiß, dass mit der Grenzenlosigkeit der Verantwortung die Chancen schwinden, ihr auch gerecht zu werden: Entlastung durch Überforderung.

Es kann zwar nicht geleugnet werden, dass gerade die ökologische Krise das Bewusstsein der globalen Vernetzung der Menschen sowohl untereinander als auch mit der Natur geweckt und gefördert hat. Dieses Bewusstsein allseitiger Verbundenheit sollte aber nicht den Blick trüben, dass die öko-soziale Wende hin zu einem „guten Leben“ entweder vor Ort stattfindet und von den Menschen vor Ort gestaltet wird – oder gar nicht stattfindet.

Weniger!

Nicht nur Raum und Zeit, auch die Zahl der Dinge und Dienstleistungen, werfen die Frage nach dem „rechten Maß“ auf. Wer sich die Mühe macht zu zählen, kommt auf rund 10.000 Dinge, die jeder Haushalt bei uns im Schnitt besitzt und zum Teil wohl auch nutzt. Der Stoff- und Energieeinsatz, der zur Herstellung, zur Pflege und zur Entsorgung benötigt wird, ist die ökologische Seite des Problems. Die andere, psychologische Seite wiegt ebenso schwer. Als „Überdruss am Überfluss“ ist die allgemeine Stimmungslage in der Konsumgesellschaft beschrieben worden (v. Klipstein/Strümpel). Und dennoch: Trotz dieses Überflusses an Überdruss dreht sich das Karussell der Wünsche und Verheißungen mit wachsender Geschwindigkeit weiter. „Wir würden nur wenig verlangen, wüssten wir wirklich, was wir wollten“, hätte der vor 300 Jahren verstorbene französische Schriftsteller La Rochefoucauld vermutlich seinen konsum-verlorenen Mitmenschen im ausgehenden 20. Jahrhundert auf die Einkaufszettel geschrieben. Selbstbegrenzung in materieller Hinsicht und selektiven, selbst-

bestimmten Konsum können wir uns offenbar nur dann vorstellen und als attraktiv empfinden, wenn für den Einzelnen das quantitative Weniger zugleich als ein qualitatives Mehr erfahrbar wird: wenn die wenigen Produkte, die man sich für mehr Geld leistet, zum Beispiel langlebiger, reparaturfreundlicher und vielseitiger in der Anwendung sind; oder wenn sie – wie etwa Lebensmittel aus ökologischem Anbau – Natur- und sozialverträglich hergestellt werden und insofern auch immaterielle „ethischer Qualität“ aufweisen. „Gewinn durch Verzicht“ – so lautet die Maxime eines ökologischen Konsumenten.

Aber nicht nur die Produktqualität, auch die Lebensqualität steigt mitunter, wenn der Warenpegel sinkt. Wer der Penetranz der Werbung die „Eleganz der Einfachheit“ (W. Sachs) in seiner Lebensführung entgegengesetzt, wer mit weniger auskommt, dies aber mehr zu genießen weiß, der dürfte subjektiv den materiellen Verzicht durchaus als immateriellen Gewinn erleben und für sich verbuchen können.

Schöner!

Die Debatte über ein neues Verständnis von Wohlstand kreist im Wesentlichen um die Frage, wie im Hinblick auf die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft die ökonomischen Bedürfnisse mit den ökologischen Erfordernissen in einen besseren Einklang gebracht werden können. Dabei wird leicht übersehen, dass Wohlstand auch eine ästhetische Dimension hat, dass Ökologie nicht nur eine Überlebens-, sondern auch eine Gestaltungsfrage ist. Die Art, wie wir Städte bauen und unsere Arbeitswelt einrichten, die Art, wie wir Landwirtschaft betreiben, mit dem Boden, den Pflanzen und den Tieren umgehen – all dies ist auch in sinnlicher Hinsicht relevant. Wir verhalten uns mehr oder weniger bewusst und gewollt – immer auch ästhetisch der Welt gegenüber. Wenn man die monotonen, „maschinengerechten“ Felder industrieller Landwirtschaft sieht oder die Monokulturen des Städtebaus, wird offenkundig, dass oftmals Hässlichkeit die Münze ist, mit der wir unseren Wohlstand bezahlen. Wie vieles, so ist auch Schönheit eine knappe Ressource geworden. Sie ist das, „was uns fehlt, wenn wir alles haben“. (B. Guggenberger)

Wir wissen aus eigener Erfahrung, dass es zwischen den ästhetischen Qualitäten unserer Umwelt und unserem Lebensgefühl einen tieferen Zusammenhang gibt. Deshalb darf bei einer Debatte, die die Fragen des „guten Lebens“ wieder ins Zentrum des Wirtschaftens rückt, das Thema Schönheit » » »

Es ist leichter, sich für das Wohlergehen eines Indianerstammes im fernen Regenwald „verantwortlich“ zu fühlen als für das Wohlergehen der Menschen, mit denen man Tag für Tag zusammenlebt! Vielleicht geht es daher manchem und mancher so leicht über die Lippen, „globale Verantwortung“ zu übernehmen, weil man insgeheim weiß, dass mit der Grenzenlosigkeit der Verantwortung die Chancen schwinden, ihr auch gerecht zu werden: Entlastung durch Überforderung.

Selbstbegrenzung in materieller Hinsicht und selektiven, selbstbestimmten Konsum können wir uns offenbar nur dann vorstellen und als attraktiv empfinden, wenn für den Einzelnen das quantitative Weniger zugleich als ein qualitatives Mehr erfahrbar wird.

nicht fehlen. Gewiss, die Geschmäcker sind unterschiedlich, und über das, was schön ist, lässt sich trefflich streiten. Nur, dass überhaupt über Fragen der Schönheit gestritten und damit um sie gerungen wird, anstatt die ästhetische Erosion unserer Lebenswelt weiterhin mit „interesselosem Missfallen“ (frei nach Kant) zur Kenntnis zu nehmen, wäre bereits ein wichtiger Schritt in die Richtung einer lebens- und lebenswerten Zukunft. Es muss gelingen, Schönheit wieder „als eine Art Nahrung“ (G. Böhme) zu begreifen, ohne die wir auf Dauer sinnlich-emotional unterernährt bleiben.

Der Sinn und Anspruch des Schönen wird in der Regel entstellt, sobald es ins Zentrum der Konsumgesellschaft und ihrer Aktivitäten gerückt wird. Es verkommt zum Mittel der Absatzförderung. Schönheit wird zur werblichen Verpackung von nahezu allem, was produziert wird, um konsumiert zu werden: vom Autoreifen bis zur Zahnpasta. Umgekehrt sollte das Schöne aber auch nicht zum Selbstzweck werden und lediglich in Museen und Ausstellungshallen zur sonntäglichen Besichtigung freigegeben werden. Wenn es integraler Bestandteil eines neuen Verständnisses von Wohlstand werden wird, dann jenseits seiner Kommerzialisierung und Musealisierung. Das Schöne müsste daher stärker als bisher Eingang finden in den Alltag, indem es sich mit dem Nützlichen verbindet.

Ein Beispiel einer solchen gelungenen Synthese des Schönen mit dem Nützlichen sind die europäischen Kulturlandschaften, die durch eine bäuerliche, weitgehend ökologisch wirtschaftende Landwirtschaft gleichsam als „Nebenprodukt“ entstanden sind. Sie erinnern uns daran, dass die Welt durch die Arbeit des Menschen vielgestaltiger und schöner werden kann. Sie lassen zugleich ahnen, dass nicht nur der Mensch etwas aus der Natur gewinnen kann, sondern auch die Natur durch den Menschen gewinnen könnte (vgl. K. M. Meyer-Abich). Dies aber setzt voraus, dass wir in Allianz mit der Natur leben und wirtschaften, anstatt ihr weiterhin mit Ignoranz zu begegnen.

Langsamer – Näher – Weniger – Schöner

Dies sind vier Leitgedanken, die – einem Kompass gleich – die Richtung angeben, in der ein neuer, ökologischer Wohlstand zu finden sein dürfte. Gemeinsam ist ihnen die Frage nach den „rechten Maßen“, sei es in zeitlicher, räumlicher, quantitativer oder ästhetisch-qualitativer Hinsicht. Bei der Suche nach einem neuen Wohlstand werden wir nicht umhin kommen, uns auf individueller und gesellschaftlicher Ebene der Frage der Selbstbegrenzung und damit auch dem Problem des Verzichts zu stellen. Die Befürworter eines ökologischen Lebensstils haben zwar Recht, wenn sie – wie auch in diesem Text geschehen – Entschleunigung, Entglobalisierung und die Entrümpelung des mit Waren vollgestopften Alltags als einen Gewinn an Lebensqualität deuten (vgl. W. Sachs).

Der unguete Verdacht der „Schönrederei“ bleibt jedoch, wenn vom Schreibtisch aus die Selbstbegrenzung kurzerhand als Selbstbefreiung gefeiert wird. Man sollte sich selbstkritisch eingestehen, dass bei Fragen des Lebensstils manches leichter gesagt als getan ist. Dies gilt um so mehr angesichts einer „Zweidrittelgesellschaft“ mit knapp sechs Millionen Arbeitslosen, in der die einen von allem immer mehr haben, die anderen hingegen am materiellen Wohlstand immer weniger teilhaben und allenfalls Zeit im Überfluss besitzen – unfreiwilligerweise. Wer aufgrund knapper Haushaltskasse im Supermarkt vor den Billigangeboten Schlange steht, für den dürften alle wohlgemeinten Appelle der Mäßigung zynisch klingen. Nur wer mehr als genug hat, wird sich die Frage nach dem rechten Maß stellen. Dennoch betrifft der bevorstehende Lebensstilwandel – bei dem eigentlich nur noch offen ist, ob er rechtzeitig und freiwillig von uns eingeleitet oder uns aufgenötigt wird – letztlich alle gesellschaftlichen Schichten, wenn auch nicht in gleichem Maße.

Dieser Wandel muss und wird mehr als grüne Kosmetik an der derzeitigen Konsumwelt sein. Wie tiefgreifend er aber ins Gefüge unserer Gewohnheiten eingreift, davon kann man – „zum Glück“, möchte man fast sagen – bestenfalls eine vage Ahnung haben. Unsere Vorstellungskraft versagt angesichts der Globalität und Komplexität anstehender Veränderungen. Wer vermag schon zu sagen, wie ein „nachhaltiger Lebensstil“ nicht nur ökologisch, sondern auch ökonomisch und sozial konkret aussieht und auf welchem Wege man sich ihm politisch und individuell am besten nähert – und das Ganze noch weltweit?

Umso entscheidender, dass aus Mangel an sozialer Phantasie nicht einfach weiter blind fortgeschrieben wird, was nachweislich keine Zukunft hat, sondern stattdessen in unserer Gesellschaft auf allen Ebenen wieder eine breite Debatte über dasjenige geführt wird, was der eigentliche Zweck der ganzen Veranstaltung ist: das „gute Leben“. Vielleicht stellt sich dabei heraus, dass das „gute Leben“ gar nicht ein konkret angebbares Ziel ist, dem man sich auf den bekannten Schnellstraßen der Sozialtechnologie nähern kann, sondern einer dieser Wege, die erst beim Gehen entstehen? « « «

Dr. Manuel Schneider war bis 2001 wissenschaftlicher Geschäftsführer der Schweisfurth-Stiftung.

Dr. Manuel Schneider
Projektbüro ! make sense !
München
www.make-sense.org

Hinweis: Sie finden alle Links aus den Ausgaben auf unserer Internetseite www.humanwirtschaft.de